

Das Bild des Menschen
in Schopenhauers Philosophie



Arthur Schopenhauer.

Das Bild des Menschen
in Schopenhauers Philosophie

An Hand der Texte dar-
gestellt und erläutert

von

Konrad Pfeiffer



Berlin und Leipzig 1932

Walter de Gruyter & Co.

vormals G. J. Göschen'sche Verlagshandlung · J. Guttentag, Verlagsbuch-
handlung · Georg Reimer · Karl J. Trübner · Veit & Comp.

Vorwort

Das Bild des Menschen philosophisch zu zeichnen ist kein anderer so sehr berufen wie Schopenhauer, in dessen Philosophie all die großen Menschheitsgedanken, die die Jahrtausende überdauern, wie in einem Centrum zusammentreffen. Die indische, vom Leiden ausgehende Erlösungssehnsucht, die christliche, auf der sündlichen Natur des Menschen beruhende Forderung der Selbstverleugnung, die kunstfrohe Lebensauffassung der Griechen, Goethes treue Hingabe an die Natur und der geniale Tiefsinn Kants — alles das findet seine einheitliche und einzigartige Zusammenfassung und Deutung erst durch Schopenhauer, diesen menschlichsten und lebenswahrsten aller Philosophen.

Aber die großen Gedanken kommen aus dem Herzen: das Bild des Menschen, wie es sich aus dem Bilde der ganzen Welt, das Schopenhauer uns in seinen Schriften hinterlassen, herausheben läßt, ist ihm nicht nur aus dieser Vielstimmigkeit philosophischen Denkens erwachsen, sondern es ist von ihm tief innerlich erlebt, in allen seinen Leiden. Denn in seiner Brust schlug ihm ein lebenswarmes, ja glühendes Herz, welches er freilich nicht jedem öffnete und welches auch heute nicht jeder zu finden weiß.

Der Leser der folgenden Blätter aber wird es entdecken können und an sich selbst, so hoffe ich, die Überzeugungskraft der Schopenhauerschen Philosophie erfahren, die in dieser Erlebnisgrundlage wurzelt: „Denn es muß von Herzen gehen, was auf Herzen wirken soll.“

Wir werden hier auf Schopenhauers Methode zu philosophieren geführt. Noch Kant betrachtete sich als einen wissenschaftlichen Forscher, Schopenhauer aber hat der Philosophie den Weg der Kunst gewiesen und sie nur insofern als Wissenschaft gelten lassen, als das Niederlegen ihrer Ergebnisse in Begriffen ein Wissen ist. Deshalb tritt die wissenschaftlich-kritische Verstandesarbeit bei ihm nicht etwa in den Hintergrund, im Gegenteil, Schopenhauer ist einer der schärfsten und klarsten Denker, aber er verbindet hiermit — und das gibt seiner Philosophie den Charakter des durchaus Einmaligen — eine schon äußerlich an der Pracht seiner Sprache erkennbare künstlerisch-geniale Intuition, die ihn immer wieder aus den Tiefen seines Erlebens das wahre Wesen der Welt in allen ihren Gestaltungen erfassen und so Wahrheiten finden ließ, die, wie das aus der gleichen Quelle geschöpfte echte Kunstwerk, von Ewigkeitswert sind.

Sehen wir solchergestalt die Philosophie in der Nähe der Kunst, so ist hier daran zu erinnern, daß auf diesem Gebiet niemand Schopenhauer so nahe gestanden hat wie Goethe. An ihm, dessen vertrauten Umgang er zu jener Zeit genoß, als sich die Grundgedanken seines Systems in ihm bildeten, sah er das Wesen des Genius, den er in sich selbst aufkeimen fühlte, in unmittelbarer Nähe, und je mehr er sich des Unterschiedes zwischen sich und den Andern bewußt wurde, desto mehr belehrte ihn das Goethesche Vorbild über seinen eigenen Wert und seine Aufgabe. Und wie oft mag er sich in späteren Jahren ein Goethewort zum Trost vor die Seele gerufen haben, zu einer Zeit, da eine immer größer werdende Lebensöde sich um ihn ausbreitete, bis endlich seine eigenen Jünger ihn derselben innigen und unwandelbaren Verehrung versicherten, wie er solche, seltsamerweise mit den gleichen Worten, vierzig Jahre zuvor in seinen Briefen an Goethe zum Ausdruck gebracht hatte und zeitlebens sich bewahrte. Um dieses so wenig bekannten und so selten behandelten Verhältnisses zwischen Goethe und Schopenhauer zu gedenken und zugleich, in knappster Form, darzulegen, daß trotz der Grundverschiedenheit des Lebensgefühls und der Geistesrichtung dennoch eine Synthese dieser beiden mächtigen Geister gegeben werden kann, ist jedem Kapitel des vorliegenden Buches ein Goethewort als Motto vorgefetzt worden.

Die einleitenden Bemerkungen am Anfang eines jeden Teiles und Kapitels haben den Zweck, auf den Inhalt der ausgewählten Textstellen erläuternd hinzuweisen und den inneren Zusammenhang der einzelnen Kapitel und damit die Einheit des Systems darzulegen, wodurch allein ein wirkliches Weltverständnis zu erlangen ist und das Bild des Menschen zutiefst erschaut werden kann. Auch wird an dem jeweils geeigneten Ort auf die Eigentümlichkeiten der Denkweise Schopenhauers, sowie auf die wichtigsten Fragen und die am häufigsten anzutreffenden Mißverständnisse seiner Lehre kurz eingegangen, wobei aber das Bestreben, allgemein verständlich zu sein, niemals außer Betracht gelassen ist. Auf diese Weise glaubte ich, meine Aufgabe, den vollen Reichtum der Schopenhauer'schen Behandlung des Menschheitsproblems jedem Gebildeten zugänglich zu machen, am besten erfüllen zu können.

Schließlich hat sich ganz von selbst, entsprechend dem Erlebnischarakter dieser Philosophie, mitunter die Anwendung ihrer Sätze auf ihren Schöpfer selbst ergeben, so daß aus dem Gesamtbild des Menschen, das diese Blätter zeichnen wollen, dann und wann das Bild des Menschen Schopenhauer uns entgegensteht und oft genug menschlich ganz naher an

uns herantritt. Der Leser aber erhält hierdurch und durch die hin und wieder eingestreuten Ereignisse aus Schopenhauers Erdenleben mehr als nur biographisch interessante Einzelheiten. Denn an diesem Menschen war durch die Weltweite seines Denkens und Fühlens alles ins Überpersönliche gesteigert, so daß er, selbst in seinem persönlichen Lebensschicksal, als ein Sinnbild allgemeiner Menschlichkeit vor uns steht.

Als ein Symbol darf auch das Titelbild gelten. Dieses Bild ist fast unbekannt und ist doch eines der schönsten. Es stellt den Philosophen im 63. Lebensjahre dar, zeigt aber noch keine Spuren des Greisenalters, wenngleich die bekannte Altersphysiognomie sich bereits ankündigt; aber gerade hierdurch ist es uns wiederum vertraut und wirkt nicht befremdend. Unmittelbar nach Vollendung seines letzten Werkes entstanden, im August 1850, zu der Zeit, als er vergeblich nach einem Verleger für sein Buch suchte, spricht es durch das leuchtende, siegesgewisse Auge und den stolz erhobenen Kopf dennoch

„von jenem Mut, der früher oder später
den Widerstand der stumpfen Welt besiegt“

und erweckt den Eindruck, als ob der Dargestellte wüßte, daß diese Zeit des Sieges gekommen sei und daß er nun aus dem Dunkel der Vergessenheit hervortreten werde in das Licht des Weltruhms, wie das dann auch wirklich, eben durch jenes Werk, der Fall gewesen. So zeigt dieses Bild nicht nur des Philosophen äußere Gestalt, sondern ist zugleich symbolisch für seine Wirkung auf kommende Zeiten und Geschlechter, deren sein Genies bis zur Untrüglichkeit gewiß gewesen war.

Halle, im August 1931.

Konrad Pfeiffer

Inhaltsverzeichnis

Erster Teil: Des Menschen Erdenlos	11
1. Kapitel: Eines Schattens Traum ist der Mensch	13
2. Kapitel: Zeit und Gegenwart	16
•	
3. Kapitel: Der Zweck des Lebens	21
4. Kapitel: Die beiden Pole des Menschenlebens	27
•	
5. Kapitel: Von den Höhen des Lebens	30
6. Kapitel: Menschliches Glück	34
•	
7. Kapitel: Vom Unterschiede der Lebensalter	39
8. Kapitel: Der Tod und die große Unsterblichkeitslehre der Natur	45
•	
9. Kapitel: Menschenschicksal	54
10. Kapitel: Mensch und Erdgeist	62
Zweiter Teil: Die ewige Idee des Menschen	65
11. Kapitel: Der Wille zum Leben — der Mensch sein eignes Werk	67
12. Kapitel: Die Stufenleiter der Natur	73
13. Kapitel: Menschliche Schönheit	76
•	
14. Kapitel: Von der Seele	78
15. Kapitel: Herz und Kopf	80
•	
16. Kapitel: Wurzel und Krone des Menschen	84
17. Kapitel: Vom Unterschied der Geschlechter	87
18. Kapitel: Die Liebe als Geist der Gattung	92
19. Kapitel: Der Brennpunkt des Willens zum Leben	99
20. Kapitel: Metaphysische Einheit des Menschengeschlechts	102
•	
21. Kapitel: Vom Charakter der Menschenwelt	105
22. Kapitel: Physiognomik	111

23. Kapitel: Aristokratie der Natur	114
24. Kapitel: Wahre Größe	117
•	
25. Kapitel: Irrtümer der Menschheit	120
26. Kapitel: Zeitgeist und Fortschritt	124
•	
27. Kapitel: Metaphysisches Bedürfnis des Menschen	128
28. Kapitel: Letzte Fragen und Grenzen der Menschheit	133
Dritter Teil: Grade des Menschentums	141
29. Kapitel: Skala des menschlichen Bewußtseins	143
30. Kapitel: Sogenannte Menschen	147
31. Kapitel: Alltagsköpfe	149
32. Kapitel: Der Philister	156
33. Kapitel: Der Gelehrte	159
34. Kapitel: Menschen edlerer Art	163
35. Kapitel: Das Genie	167
Vierter Teil: Moralische Bedeutung des Menschenlebens	175
36. Kapitel: Der große Egoist Mensch	177
37. Kapitel: Ethischer Unterschied der Charaktere	181
38. Kapitel: Innere Zwietracht	187
•	
39. Kapitel: Die wahre moralische Freiheit	190
40. Kapitel: Unveränderlichkeit des Charakters	195
41. Kapitel: Schuld und Verdienst	202
•	
42. Kapitel: Erbsünde	205
43. Kapitel: Verneinung des Willens zum Leben — Heiligung und Erlösung	208
•	
44. Kapitel: Die beiden Gipfel menschlichen Daseins	217
•	
Stellennachweis	223

Erster Teil

Des Menschen Erdenlos

Der erste Teil ist gleichsam der Grund, auf dem das Bild des Menschen gemalt ist. Er ist immer der gleiche geblieben und das Thema der Dichter und Denker aller Zeiten gewesen, weil dem Herzen des Menschen nichts näher liegen kann als sein Erdenlos. Der Dichter des Hiob hat es vor mehr als zweieinhalb Jahrtausenden ergreifend geschildert: „Der Mensch, vom Weibe geboren, lebt kurze Zeit und ist voll Unruhe, geht auf wie eine Blume und fällt ab, flieht wie ein Schatten und bleibt nicht.“ Und der Philosoph des 19. Jahrhunderts, Schopenhauer, ruft es uns in unseren Tagen nicht weniger eindringlich vor die Seele: „Aus der Nacht der Bewußtlosigkeit zum Leben erwacht, findet der Wille sich als Individuum in einer end- und grenzenlosen Welt, unter zahllosen Individuen, alle strebend, leidend, irrend; und wie durch einen bangen Traum eilt er zurück zur alten Bewußtlosigkeit.“ Ist aber jene alte Dichtung trostlos, indem sie bei ihrer stillen Resignation stehen bleibt, so hat unser Denker dem „strebenden“ Menschen das Ziel der Erlösung gegeben, dem „leidenden“ den Weg zur Überwindung des Leidens gezeigt und den „irrenden“ an die Erleuchter der Menschheit verwiesen, er hat „die Nacht der Bewußtlosigkeit“ vor der Geburt und nach dem Tode wohl unterschieden von der ewigen Unzerstörbarkeit unseres wahren Wesens, und in dem „banger Traum“ des Lebens hat er auch des Lebens Höhen gesehen.

I. Kapitel

Alles Vergängliche
Ist nur ein Gleichnis.

Eines Schattens Traum ist der Mensch

„Eines Schattens Traum ist der Mensch“ — so sang unübertrefflich schön der alte griechische Dichter Pindar. Aber im Munde des Poeten hat dieses Wort auch nur eine poetische Bedeutung, und der gleiche bei Plato und den Indern auftretende Gedanke ist mehr einer mythischen als eigentlich philosophischen Anschauung der Welt entsprungen. Erst Schopenhauer, der hier auf der Kantischen Lehre von der Idealität der Zeit und des Raumes fußt, hat jene Erkenntnis zu voller philosophischer Klarheit erhoben. Mit der Traumnatur des Lebens ist es Schopenhauer völlig Ernst. Denn wenn Zeit und Raum nicht dem „Ding an sich“ angehören, sondern nur die Formen sind, in denen wir die Erscheinung dieses Dinges an sich auffassen, — dies ist Kants Lehre — so hat diese Erscheinungswelt nur einen traumartigen Charakter, ein Gedanke, der freilich Kant selbst noch ganz fern lag. Wir aber haben durch diese Erkenntnis Schopenhauers von der traumartigen Beschaffenheit unseres Daseins nichts verloren, im Gegenteil: wir haben die philosophische Gewißheit gewonnen, daß eben hierdurch Platz geschaffen wird „für eine ganz andere Ordnung der Dinge, als die der Natur ist“. Denn die Idealität von Zeit und Raum ist der Schlüssel zu aller wahren Metaphysik.

1] Das Leben und die Träume sind Blätter eines und des nämlichen Buches. Das Lesen im Zusammenhange heißt wirkliches Leben. Wann aber die jedesmalige Lese-stunde (der Tag) zu Ende und die Erholungszeit gekommen ist, so blättern wir oft noch müßig und schlagen, ohne Ordnung und Zusammenhang, bald hier, bald dort ein Blatt auf: oft ist es ein schon gelesenes, oft ein noch unbekanntes, aber immer aus dem selben Buch. So ein einzeln gelesenes Blatt ist zwar außer Zusammenhang mit der folgerechten Durchlesung: doch

steht es hiedurch nicht so gar sehr hinter dieser zurück, wenn man bedenkt, daß auch das Ganze der folgerechten Lektüre ebenso aus dem Stegreife anhebt und endigt und sonach nur als ein größeres einzelnes Blatt anzusehen ist.

2] Jedes Individuum, jedes Menschengesicht und dessen Lebenslauf ist nur ein kurzer Traum mehr des unendlichen Naturgeistes, des beharrlichen Willens zum Leben, ist nur ein flüchtiges Gebilde mehr, das er spielend hinzeichnet auf sein unendliches Blatt, Raum und Zeit, und eine gegen diese verschwindend kleine Weile bestehen läßt, dann auslöscht, neuen Platz zu machen.

3] Meine Phantasie spielt oft (besonders bei Musik) mit dem Gedanken, aller Menschen Leben und mein eignes seien nur Träume eines ewigen Geistes, böse und gute Träume, und jeder Tod ein Erwachen.

4] Wie Kants . . . Sondernung der Erscheinung vom Dinge an sich in ihrer Begründung an Tiefsinn und Besonnenheit alles, was je dagewesen, weit übertraf, so war sie auch in ihren Ergebnissen unendlich folgenreich. Denn ganz aus sich selbst, auf eine völlig neue Weise, von einer neuen Seite und auf einem neuen Wege gefunden, stellte er hierin die selbe Wahrheit dar, die schon Platon unermüdlich wiederholt und in seiner Sprache meistens so ausdrückt: diese, den Sinnen erscheinende Welt habe kein wahres Sein, sondern nur ein unaufhörliches Werden, sie sei und sei auch nicht, und ihre Auffassung sei nicht sowohl eine Erkenntnis, als ein Wahn. Dies ist es auch, was er in der . . . wichtigsten Stelle aller seiner Werke, dem Anfange des siebenten Buches der Republik, mythisch ausspricht, indem er sagt, die Menschen, in einer finstern Höhle festgefettet, sähen weder das echte ursprüngliche Licht, noch die wirklichen Dinge, sondern nur das dürftige Licht des Feuers in der Höhle und die Schatten wirklicher Dinge, die hinter ihrem Rücken an diesem Feuer vorüberziehen: sie meinten jedoch, die Schatten seien die Realität, und die Bestimmung der Succession dieser Schatten sei die wahre Weisheit. — Die selbe Wahrheit, wieder ganz anders dargestellt, ist auch eine Hauptlehre der Vedas und Puranas, die Lehre von der Maja, worunter eben auch nichts anderes verstanden wird, als was Kant die Erscheinung, im Gegensatz des Dinges an sich nennt: denn das Werk der Maja wird eben angegeben als diese sichtbare Welt, in der wir sind, ein hervorgerufener Zauber, ein bestandloser, an sich wesenloser Schein, der optischen Illusion und dem Traume zu vergleichen, ein Schleier, der das menschliche Bewußtsein umfängt, ein

Etwas, davon es gleich falsch und gleich wahr ist zu sagen, daß es sei, als daß es nicht sei. — Kant nun aber drückte nicht allein die selbe Lehre auf eine völlig neue und originelle Weise aus, sondern machte sie, mittelst der ruhigsten und nüchternsten Darstellung, zur erwiesenen und unstreitigen Wahrheit; während sowohl Platon, als die Inder, ihre Behauptungen bloß auf eine allgemeine Anschauung der Welt gegründet hatten, sie als unmittelbaren Ausspruch ihres Bewußtseins vorbrachten, und sie mehr mythisch und poetisch, als philosophisch und deutlich darstellten. In dieser Hinsicht verhalten sie sich zu Kant wie die Pythagoreer Hiketas, Philolaos und Aristarch, welche schon die Bewegung der Erde um die ruhende Sonne behaupteten, zum Kopernikus. Solche deutliche Erkenntnis und ruhige, besonnene Darstellung dieser traumartigen Beschaffenheit der ganzen Welt ist eigentlich die Basis der ganzen kantischen Philosophie, ist ihre Seele und ihr allergrößtes Verdienst.

5] Was die Geschichte erzählt, ist in der That nur der lange, schwere und verworrene Traum der Menschheit.

2. Kapitel

Jeder Zustand, ja jeder Augenblick ist von Wert, denn er ist ein Repräsentant der Ewigkeit.

Zeit und Gegenwart

Ein näheres Eingehen auf die erkenntnis-theoretischen Zeit- und Raumprobleme der Kant-Schopenhauer'schen Philosophie würde den Rahmen dieses Buches weit überschreiten. Immerhin verdient wenigstens die Zeit insofern eine besondere Berücksichtigung, als sie, der „Urtypus aller Endlichkeit“, mit dem menschlichen Dasein viel inniger verbunden ist als der Raum.

Die hier mitgeteilten Gedanken unseres Philosophen, die aus allen Perioden seines Lebens stammen, von den ersten Aufzeichnungen des Achtzehnjährigen bis zu den letzten Schriften des alten Frankfurter Weisen, zeigen, daß auch Schopenhauer sein Leben lang von der unaufhaltsamen Flucht der Zeit viel mehr ergriffen wurde als von der Allgegenwärtigkeit des Raumes, und geben uns schon hier einen Beleg für die Erlebnisgrundlage seiner ganzen Philosophie.

1] So sehr auch auf der Bühne der Welt die Stücke und die Masken wechseln, so bleiben doch in allen die Schauspieler die selben. Wir sitzen zusammen und reden und regen einander auf, und die Augen leuchten und die Stimmen werden schallender: ganz ebenso haben andere gesehen, vor tausend Jahren: es war das Selbe und es waren die Selben: ebenso wird es sein über tausend Jahre. Die Vorrichtung, wodurch wir dessen nicht inne werden, ist die Zeit.

2] Die Gegenwart allein ist die Form alles Lebens, ist aber auch sein sicherer Besitz, der ihm nie entrissen werden kann. Die Gegenwart ist immer da samt ihrem Inhalt: beide stehen fest, ohne zu wanken; wie der Regenbogen auf dem Wasserfall. Denn dem Willen ist das Leben, dem Leben die Gegenwart sicher und gewiß. Freilich,

wenn wir zurückdenken an die verflossenen Jahrtausende, an die Millionen von Menschen, die in ihnen lebten; dann fragen wir: Was waren sie? Was ist aus ihnen geworden? — Aber wir dürfen dagegen nur die Vergangenheit unseres eigenen Lebens uns zurückrufen und ihre Szenen lebhaft in der Phantasie erneuern, und nun wieder fragen: Was war dies alles? Was ist aus ihm geworden? — Wie mit ihm, so ist es mit dem Leben jener Millionen. Oder sollten wir meinen, die Vergangenheit erhalte dadurch, daß sie durch den Tod besiegelt ist, ein neues Dasein? Unsere eigene Vergangenheit, auch die nächste und der gestrige Tag, ist nur noch ein nichtiger Traum der Phantasie, und das selbe ist die Vergangenheit aller jener Millionen. . . Die Gegenwart allein ist das, was immer da ist und unverrückbar feststeht. Empirisch aufgefaßt das Flüchtigste von allem, stellt sie dem metaphysischen Blick, der über die Formen der empirischen Anschauung hinwegsieht, sich als das allein Beharrende dar, das Nunc stans der Scholastiker. Die Quelle und der Träger ihres Inhalts ist der Wille zum Leben oder das Ding an sich, — welches wir sind. Das, was immerfort wird und vergeht, indem es entweder schon gewesen ist oder noch kommen soll, gehört der Erscheinung als solcher an, vermöge ihrer Formen, welche das Entstehen und Vergehen möglich machen. . . Wir können die Zeit einem endlos drehenden Kreise vergleichen: die stets sinkende Hälfte wäre die Vergangenheit, die stets steigende die Zukunft; oben aber der unteilbare Punkt, der die Tangente berührt, wäre die ausdehnungslose Gegenwart: wie die Tangente nicht mit fortrollt, so auch nicht die Gegenwart, der Berührungspunkt des Objektes, dessen Form die Zeit ist, mit dem Subjekt, das keine Form hat, weil es nicht zum Erkennbaren gehört, sondern Bedingung alles Erkennbaren ist. Oder: die Zeit gleicht einem unaufhaltsamen Strom und die Gegenwart einem Felsen, an dem sich jener bricht, aber nicht ihn mit fortreißt.

3] Was gewesen ist, das ist nicht mehr; ist eben so wenig wie das, was nie gewesen ist. Aber alles, was ist, ist im nächsten Augenblick schon gewesen. Daher hat vor der bedeutendsten Vergangenheit die unbedeutendste Gegenwart die Wirklichkeit voraus; wodurch sie zu jener sich verhält wie Etwas zu Nichts.

. . . Jedem Vorgang unsers Lebens gehört nur auf einen Augenblick das Ist; sodann für immer das War. Jeden Abend sind wir um einen Tag ärmer. Wir würden vielleicht, beim Anblick dieses Ablaufens unserer kurzen Zeitspanne, rasend werden; wenn nicht im tiefsten Grunde unsres Wesens ein heimliches Bewußtsein läge, daß uns der nie zu erschöpfende Born

der Ewigkeit gehört, um immerdar die Zeit des Lebens daraus erneuern zu können.

Auf Betrachtungen, wie die obigen, kann man allerdings die Lehre gründen, daß die Gegenwart zu genießen und dies zum Zwecke seines Lebens zu machen, die größte Weisheit sei; weil ja jene allein real, alles andere nur Gedankenspiel wäre. Aber eben so gut könnte man es die größte Torheit nennen: denn was im nächsten Augenblick nicht mehr ist, was so gänzlich verschwindet wie ein Traum, ist nimmermehr eines ernstlichen Strebens wert.

4] Das Vergessen überstandener Verzweiflung ist ein so seltsamer Zug der menschlichen Natur, daß man dergleichen nicht glauben würde, wenn man es nicht sähe. Herrlich hat Tieck es ausgedrückt in ungefähr den Worten: „Wir stehen und jammern und fragen die Sterne, wer je unglücklicher gewesen ist als wir, indes hinter unserm Rücken schon die spottende Zukunft steht und über den vergänglichen Schmerz des Menschen lacht.“ Aber gewiß, es soll so sein, nichts soll standhalten im vergänglichen Leben: kein unendlicher Schmerz, keine ewige Freude, kein bleibender Eindruck, kein dauernder Enthusiasmus, kein hoher Entschluß, der gelten könnte fürs Leben! Alles löst sich auf im Strom der Zeit. Die Minuten, die zahllosen Atome von Kleinigkeiten, in die jede Handlung zerfällt, sind die Würmer, die an allem Großen und Kühnen zehren und es zerstören. Das Ungeheuer Alltäglichkeit drückt alles nieder, was emporstrebt. Es wird mit nichts Ernst im menschlichen Leben, weil der Staub es nicht wert ist. Was sollten auch ewige Leidenschaften dieser Armseligkeiten wegen!

5] Ein wichtiger Punkt der Lebensweisheit besteht in dem richtigen Verhältnis, in welchem wir unsere Aufmerksamkeit teils der Gegenwart, teils der Zukunft widmen, damit nicht die eine uns die andere verderbe. Viele leben zu sehr in der Gegenwart: die Leichtsinrigen; — andere zu sehr in der Zukunft: die Ängstlichen und Besorglichen. Selten wird einer genau das rechte Maß halten. Die, welche, mittels Streben und Hoffen, nur in der Zukunft leben, immer vorwärts sehen und mit Ungeduld den kommenden Dingen entgegenzueilen, als welche allererst das wahre Glück bringen sollen, inzwischen aber die Gegenwart unbeachtet und ungenossen vorbeiziehn lassen, sind, trotz ihren alkklugen Mienen, jenen Eseln in Italien zu vergleichen, deren Schritt dadurch beschleunigt wird, daß an einem ihrem Kopf angehefteten Stock ein Bündel Heu hängt, welches sie daher stets dicht vor sich sehn und zu erreichen hoffen. Denn sie betrügen sich selbst um ihr ganzes Dasein, indem sie stets nur ad interim leben, — bis sie tot

sind. — Statt also mit den Plänen und Sorgen für die Zukunft ausschließlich und immerdar beschäftigt zu sein oder aber uns der Sehnsucht nach der Vergangenheit hinzugeben, sollten wir nie vergessen, daß die Gegenwart allein real und allein gewiß ist; hingegen die Zukunft fast immer anders ausfällt, als wir sie denken; ja, auch die Vergangenheit anders war, und zwar so, daß es mit beiden, im ganzen, weniger auf sich hat, als es uns scheint. Denn die Ferne, welche dem Auge die Gegenstände verkleinert, vergrößert sie dem Gedanken. Die Gegenwart allein ist wahr und wirklich: sie ist die real erfüllte Zeit, und ausschließlich in ihr liegt unser Dasein. Daher sollten wir sie stets einer heiteren Aufnahme würdigen, folglich jede erträgliche und von unmittelbaren Widerwärtigkeiten oder Schmerzen freie Stunde mit Bewußtsein als solche genießen, d. h. sie nicht trüben durch verdrießliche Gesichter über verfehlte Hoffnungen in der Vergangenheit oder Besorgnisse für die Zukunft. Denn es ist durchaus töricht, eine gute gegenwärtige Stunde von sich zu stoßen, oder sie sich mutwillig zu verderben, aus Verdruß über das Vergangene oder Besorgnis wegen des Kommenden. Der Sorge, ja, selbst der Reue, sei ihre bestimmte Zeit gewidmet: danach aber soll man über das Geschehene denken:

*Αλλα τα μεν προτετυχθαι εασομεν αγνωμενοι περ,
θυμον ενι στηθεσσι φιλον δαμασαντες αναγκη,*

[Aber so sehr es uns kränkte, wir wollen es lassen geschehn sein
Und, so schwer es uns wird, den Unmut zähmen im Herzen]*
und über das Künftige:

Ητοι ταυτα θεων εν γουνασι κειται,

[Doch das liegt im Schoße der Götter]

hingegen über die Gegenwart: *singulas dies singulas vitas puta* (Sen.) [Jeden besonderen Tag sieh als ein besonderes Leben an] und diese allein reale Zeit sich so angenehm wie möglich machen.

Uns zu beunruhigen sind bloß solche künftigen Übel berechtigt, welche gewiß sind und deren Eintrittszeit ebenfalls gewiß ist. Dies werden aber sehr wenige sein: denn die Übel sind entweder bloß möglich, allenfalls wahrscheinlich; oder sie sind zwar gewiß, allein ihre Eintrittszeit ist völlig ungewiß. Läßt man nun auf diese beiden Arten sich ein, so hat man keinen ruhigen Augenblick mehr. Um also nicht der Ruhe unseres Lebens durch ungewisse oder unbestimmte Übel verlustig zu werden, müssen wir uns gewöhnen, jene anzusehen, als kämen sie nie; diese, als kämen sie gewiß nicht so bald.

* Die Übersetzungen in eckigen Klammern sind vom Verfasser beigelegt, und zwar, soweit es sich um Zitate handelt, im Anschluß an die Übertragungen in der Deussen'schen Schopenhauer-Ausgabe (Verlag Piper & Co.).

Je mehr nun aber einem die Furcht Ruhe läßt, desto mehr beunruhigen ihn die Wünsche, die Begierden und Ansprüche. Goethes so beliebtes Lied „ich hab' mein' Sach auf nichts gestellt“ besagt eigentlich, daß erst nachdem der Mensch aus allen möglichen Ansprüchen herausgetrieben und auf das nackte, kahle Dasein zurückgewiesen ist, er derjenigen Geistesruhe theilhaft wird, welche die Grundlage des menschlichen Glücks ausmacht, indem sie nötig ist, um die Gegenwart und somit das ganze Leben genießbar zu finden. Zu eben diesem Zwecke sollten wir stets eingedenk sein, daß der heutige Tag nur Ein Mal kommt und nimmer wieder. Aber wir wähnen, er käme morgen wieder: morgen ist jedoch ein anderer Tag, der auch nur Ein Mal kommt. Wir aber vergessen, daß jeder Tag ein integrierender und daher unerseßlicher Teil des Lebens ist, und betrachten ihn vielmehr als unter demselben so enthalten, wie die Individuen unter dem Gemeinbegriff. — Ebenfalls würden wir die Gegenwart besser würdigen und genießen, wenn wir, in guten und gesunden Tagen, uns stets bewußt wären, wie, in Krankheiten oder Betrübnissen, die Erinnerung uns jede schmerz- und entbehrungslose Stunde als unendlich beneidenswert, als ein verlorenes Paradies, als einen verkannten Freund vorhält. Aber wir verleben unsere schönen Tage, ohne sie zu bemerken: erst wann die schlimmen kommen, wünschen wir jene zurück. Tausend heitere, angenehme Stunden lassen wir, mit verdrießlichem Gesicht, ungenossen an uns vorüberziehen, um nachher, zur trüben Zeit, mit vergeblicher Sehnsucht ihnen nachzuseufzen. Statt dessen sollten wir jede erträgliche Gegenwart, auch die alltägliche, welche wir jetzt so gleichgültig vorüberziehen lassen und wohl gar noch ungeduldig nachschieben, — in Ehren halten, stets eingedenk, daß sie eben jetzt hinüberwallt in jene Apotheose der Vergangenheit, woselbst sie fortan, vom Lichte der Unvergänglichkeit umstrahlt, vom Gedächtnisse aufbewahrt wird, um, wann dieses einst, besonders zur schlimmen Stunde, den Vorhang lüftet, als ein Gegenstand unsrer innigen Sehnsucht sich darzustellen.

3. Kapitel

Was kann die Welt mir wohl gewähren?
 Entbehren sollst du, sollst entbehren!
 Das ist der ewige Gesang,
 Der jedem an die Ohren klingt,
 Den unser ganzes Leben lang
 Uns heiser jede Stunde singt.

Der Zweck des Lebens

Schopenhauer hat seine Lehre selbst als Pessimismus bezeichnet, aber er hat unter Pessimismus nichts anderes verstanden, als daß unsere Welt, entsprechend der Heftigkeit des in ihr erscheinenden Lebenswillens (Kap. 11) und des hierdurch hervorgerufenen Leidens die schlechteste aller möglichen Welten sei, d. h. daß sie zu einer „Hölle“ werden müßte, wenn ein noch weiter gesteigerter Lebenswille noch größeres Leiden mit sich brächte. Aber er ist bei der Erkenntnis, daß das Leben wesentlich Leiden sei, nicht stehen geblieben, sondern hat dem Leiden und damit dem Leben einen Zweck und Sinn gegeben, indem er die heiligende Kraft des Leidens für notwendig erklärte, um im Menschen das „bessere Bewußtsein“ lebendig zu erhalten, d. h. seine Gedanken vom Zeitlichen aufs Ewige zu richten und so möglicherweise zur Erlösung zu gelangen.

Von diesem hohen ethischen Standpunkt aus, welcher der Lehre des Neuen Testaments entspricht, konnte Schopenhauer das sonst mißverständliche Wort wagen, daß der Optimismus eine „ruchlose Denkungsart“ sei, da als den Zweck des Lebens das Glück des Menschen darstelle und somit dem wahren Zweck geradezu entgegenarbeite, und da er überdies ein bitterer Hohn sei auf die Leiden der Menschheit.

Und doch kann man Schopenhauers Lehre, freilich in einem ganz anderen Sinne, als Optimismus bezeichnen. Denn abgesehen von der Verheißung der Erlösung, welche der Heiligkeit der Gesinnung winkt, trifft nach dieser Lehre das Leiden den Menschen ja nur, sofern er im gewöhnlichen Bewußtsein, ein sinnliches, zeitliches Wesen zu sein, verharrt, und fällt von ihm ab, sobald in ihm das schon vorhin erwähnte „bessere Bewußtsein“, daß er ein „außer-

zeitliches überfinnliches, freies, unbedingt seliges Wesen“ ist, erwacht. Gerade hierin aber beruht des Menschen eigentliche höhere Daseinsform, während das gewöhnliche Bewußtsein nur das des „Traumes eines Schattens“ ist und der darin verharrende Mensch nur ein relatives Dasein führt. Nimmt man also nicht diese relative, sondern jene eigentliche höhere Daseinsform als Maßstab für die Beurteilung der Schopenhauerschen Philosophie, so kann man sie sehr wohl in diesem Sinne als Optimismus bezeichnen.

Bleibt man indessen bei der gewöhnlichen Betrachtungsart stehen, so zeigt sich der Schopenhauersche Pessimismus als eine Weltanschauung des tiefsten Ernstes, die nur derjenige völlig erfäßt, der sie nicht bloß gedanklich zu verstehen, sondern auch in ihren an den innersten Menschen greifenden Mahnungen wahrhaft zu erleben imstande ist, und es bleibt eines der größten Verdienste Schopenhauers, ohne jede Schönfärberei auf die unauflösbare Tragik hingewiesen zu haben, mit welcher der an sich selbst zehrende Weltwille von Grund aus behaftet ist.

1] Das Leben ist eine Sprache, in der uns eine Lehre gegeben wird. Könnte diese Lehre uns auf eine andere Weise beigebracht werden, so lebten wir nicht. Nie werden daher Weisheitsprüche oder Klugheitsregeln die Erfahrung ersetzen und so ein Surrogat für das Leben selbst sein. Doch sind sie nicht zu verwerfen, denn sie gehören eben mit zum Leben; vielmehr sind sie hochzuachten und anzusehen als die Hefte, die Andere jener großen Lehre des Weltgeistes nachgeschrieben haben, die aber ihrer Natur nach unvollkommen sein mußten und nie jene wahrhafte *viva vox* ersetzen konnten. Um so weniger konnten sie es, da jene Lehre (das Leben) jedem anderes sagt, weil jeder anderes bedarf, und den am Pfingsttage predigenden Aposteln gleicht, die, die Menge unterrichtend, jedem in seiner Zunge zu reden scheinen.

2] Das Leben ist durchaus anzusehen als eine strenge Lektion, die uns erteilt wird, wenngleich wir, mit unseren auf ganz andere Zwecke angelegten Denkformen, nicht verstehen können, wie wir haben dazu kommen können, ihrer zu bedürfen. Demgemäß aber sollen wir auf unsere hingeschiedenen Freunde zurücksehn mit Befriedigung, erwägend, daß sie ihre Lektion überstanden haben, und mit dem herzlichen Wunsch, daß sie angeschlagen habe; und vom selben Gesichtspunkt aus sollen wir unserm eigenen Tode entgegensehn als einer erwünschten und erfreulichen Begebenheit; — statt, wie meistens geschieht, mit Jagen und Grausen.

3] Ein der Ethik verwandter Punkt ist der Optimismus aller philosophischen Systeme, der, als obligat, in keinem fehlen darf: denn die Welt will hören, daß sie löblich und vortrefflich sei, und die Philosophen wollen der Welt gefallen. Mit mir steht es anders: ich habe gesehn, was der Welt gefällt, und werde daher, ihr zu gefallen, keinen Schritt vom Pfade der Wahrheit abgehn. Also weicht auch in diesem Punkt mein System von den übrigen ab und steht allein. Aber nachdem jene sämtlich ihre Demonstrationen vollendet und dazu ihr Lied von der besten Welt gesungen haben; da kommt zuletzt, hinten im System, als ein später Rächer des Unbilds, wie ein Geist aus den Gräbern, wie der steinerne Gast zum Don Juan, die Frage nach dem Ursprung des Übels, des ungeheuren, namenlosen Übels, des entsetzlichen herzerreißenden Jammers in der Welt: — und sie verstummen oder haben nichts als Worte, leere, tönende Worte, um eine so schwere Rechnung abzugahlen.

4] Und dieser Welt, diesem Lummelplatz gequälter und geängstigter Wesen, welche nur dadurch bestehen, daß eines das andere verzehrt, wo daher jedes reißende Tier das lebendige Grab tausend anderer und seine Selbsterhaltung eine Kette von Martertoden ist, wo sodann mit der Erkenntnis die Fähigkeit Schmerz zu empfinden wächst, welche daher im Menschen ihren höchsten Grad erreicht und einen um so höheren, je intelligenter er ist, — dieser Welt hat man das System des Optimismus anpassen und sie uns als die beste unter den möglichen andemonstrieren wollen. Die Absurdität ist schreiend. — Inzwischen heißt ein Optimist mich die Augen öffnen und hineinsehen in die Welt, wie sie so schön sei, im Sonnenschein, mit ihren Bergen, Tälern, Strömen, Pflanzen, Tieren u. s. f. — Aber ist denn die Welt ein Guckkasten? Zu sehen sind diese Dinge freilich schön, aber sie zu sein ist ganz etwas anderes.

5] Der Optimismus ist im Grunde das unberechtigte Selbstlob des eigentlichen Urhebers der Welt, des Willens zum Leben, der sich wohlgefällig in seinem Werke spiegelt: und demgemäß ist er nicht nur eine falsche, sondern auch eine verderbliche Lehre. Denn er stellt uns das Leben als einen wünschenswerten Zustand, und als Zweck desselben das Glück des Menschen dar. Davon ausgehend glaubt dann jeder den gerechtesten Anspruch auf Glück und Genuß zu haben: werden nun diese, wie es zu geschehen pflegt, ihm nicht zuteil, so glaubt er, ihm geschehe Unrecht, ja, er verfehle den Zweck seines Daseins; — während es viel richtiger ist, Arbeit, Entbehrung, Noth und Leiden, gekrönt durch den Tod, als Zweck unsers Lebens zu betrachten